

Das Gemeindegeld : Roman. Teil 5-6

Autor(en): **Ebner-Eschenbach, Marie v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 1. November 1937

Heft 3

November.

Wie stille ist mein Garten
nach aller Sturmesnot;
Die Bäume, sie erstarrten,
Die Blümelein sind tot.

Doch sieh! an Haselzweigen,
da hangen Käzchen schon!
Wie rührt mich denn so eigen
Der frühe Lenzeston!

Eintönig graue Helle,
wo Farben einst gesprüht;
es regt sich keine Welle,
ja, auch der See ist müd'.

Ein Weilchen nur vergessen
mein großes Hoffen lag!
O Freude unermessen —

Es kommt ein Frühlingstag! *Margarete Schubert.*

Kein Schiffelein zieht vorüber,
Kein Kinderlachen hallt;
Der Tag wird trüb und trüber,
Die Welt dünkt mich so alt.

Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

5.

Die Frau Baronin kam noch am Abend desselben Tages nach Hause, aber allein. Ihre Fahrten nach der Stadt wiederholten sich jede Woche den ganzen Sommer hindurch, und man wußte bald im Dorfe, daß ihre Besuche dem Kloster der frommen Schwestern galten, mit deren Oberin sie sehr befreundet war und denen sie die kleine Milada zur Erziehung anvertraut hatte. Das Institut stand in hohen Ehren, und als Pavel hörte, daß seine Schwester dort untergebracht war, durchströmte ihn ein Gefühl von Glück und Stolz und von Dankbarkeit gegen die Frau Baronin. Er widerstand auch einige Zeit lang den Aufforderungen Winskas und der eigenen Lust, Raubzüge in den herrschaftlichen Wald zu unternehmen. Nur eine Zeitlang. Seitdem der alte Förster pensioniert und sein Sohn an dessen

Stelle gekommen, war der Eintritt in den Wald jedem Unbefugten ein für allemal verboten worden. Das neue Gesetz machte böses Blut und reizte gewaltig zu Übertretungen.

Es bildete sich eine Bande von Buben und Mädeln, lauter Häuslerskindern, deren Führerschaft Pavel übernahm wie ein natürliches Recht. In kleinen Gruppen wanderten sie hinaus, lustig, kühn und schlau. Sie kannten die Schlupfwinkel und gedeckten Stege besser als selbst die Heger und gingen mit köstlichem Grufeln ihren Abenteuern entgegen, die nur auf zweierlei Weise enden konnten. Entweder glücklich heimkehren, das gestohlene Holz auf dem Rücken, mit der Aussicht auf Lob und ein warmes Abendessen, oder erwischt werden und Prügel kriegen, an Ort und Stelle wegen Dieberei und daheim, weil man sich hatte erwischen lassen. Das letztere

Schicksal traf selten einen andern als Babel, dem es oblag, den Rückzug zu decken, und den man immer im Stiche ließ, weil man seiner Verschwiegenheit sicher war. Der Babel verriet keinen, und hätte er es getan, dem schlechten Buben würde man nicht geglaubt haben.

Sein Ruf verschlimmerte sich von Tag zu Tag. fand sich im Walde irgendeine böswillige Beschädigung vor, sie war sein Werk. Entdeckte man eine Schlinge, er hatte sie gelegt; fehlten Hühner, Kartoffeln, Birnen, er hatte sie gestohlen. Traf ihn jemand an und drohte ihm, dann stellte er sich und starrte ihm stumm ins Gesicht. Die alten Leute schimpften ihn nicht einmal mehr; er wäre imstande, meinten sie, einem Steine nachzuwerfen aus dem Busch. So schwarz erschien er mit der Zeit, daß die Familie Virgil förmlich in Unschuld schimmerte im Gegensatz zu ihm.

Daß Babel hundert Hände und die Kraft eines Riesen hätte haben müssen, um die zahllosen Schelmenstreiche, die ihm zugeschrieben wurden, wirklich auszuführen, überlegten seine Mitbürger nicht; er aber kam langsam dahinter, und ihn erfüllte eine grenzenlose Verachtung der Dummheit, die das Unsinnigste von ihm glaubte, wenn es nur etwas Schlechtes war. Er fand einen Genuß darin, das blöde und ihm übelgesinnte Volk bei jeder Gelegenheit von neuem aufzubringen, und wie ein andrer im Bewußtsein der Würdigung schwelgt, die ihm zuteil wird, so schwelgte er in dem Bewußtsein der Feindseligkeit, die er einflößte. Was er zu tun vermochte, sie zu nähren, das tat er, und kannte Aufrichtigkeit nicht einmal gegen den Geistlichen im Beichtstuhl.

Die Zeit verfloß; der Sommer ging zur Reige; der erste September, der Tag des großen Kirchenfestes, kam heran. Im vorigen Jahre noch hatte sich Babel durch die Menge gedrängt und während des Hochamtes barfußig und zerlumpt unter den Bauernkindern gekniet, dicht an den Stufen des Altars. Heute trat er nicht in die Kirche ein; er hielt sich draußen wie die Bettler und Vagabunden, zu denen er seiner Ausstaffierung nach paßte. Sein ehemals langer grüner Rock reichte ihm jetzt gerade bis zum Gürtel und präsentierte, geplakt an allen Nähten, eine Musterkarte von abgelegten Kleidern der Virgilova in Gestalt von großen und kleinen Flickern. Das grobe Hemd ließ die Brust unbedeckt, die Leinwandhose, altersgrau und verschrumpft, war so hoch über die Knie heraufgezogen, als ob ihr Eigentümer eben im Begriffe sei, durch den Bach zu waten.

Babel stand mit dem Rücken an die Planken

des Pfarrhofgartens gelehnt, die Arme über den zur Seite geneigten Kopf erhoben, und sah gleichgültigen Blickes den Zug der Kirchgänger vorüberwallen. In Scharen kamen Bursche und Mädel heran; die letzteren begaben sich sofort in das Gotteshaus, die ersteren blieben bei den am Weg aufgerichteten Marktbuden zurück und erwarteten, deren Inhalt musternd, das Zusammenläuten zur Predigt. Einer unter ihnen, ein kleiner junger Mensch mit häßlichem, flachgedrücktem Gesicht, tat sich dabei durch ein auffallend proziges Wesen hervor. Er trug feine, halbstädtische Kleidung; an die schwarze Jacke war aus lauter Wohlhabenheit so viel Stoff verschwendet worden, daß sie sich vorne wie eine Tonne blähte und sich hinten zu einem stolzen Katzenbuckel aufbauschte. Die andern Burschen begegneten dem Dorfstutzer mit einer Rücksichtnahme, die trotz einer kleinen Beimischung von Spott den Wunsch verriet, auf gutem Fuße mit ihm zu stehen. Natürlich auch! Er war ja der Peter, der einzige Sohn des Bürgermeisters, der Erbe des größten, im besten Stande befindlichen Bauernhofes im ganzen Ort.

Das erste Glockenzeichen klang vom Turme, der Zudrang der Bevölkerung zur Kirche hatte aufgehört, hastend eilten nur noch einzelne Verspätete die Dorfstraße herab. — Ganz zuletzt, ganz allein erschien Winka und erregte alsbald die Aufmerksamkeit des Hofstaates, der den Peter umgab.

„Sakermant!“ hieß es, „die Winka! was die heute schön ist! — Wie prächtig ihr das Kopftüchel steht. — Es ist von Seide, meiner Treu! — Und wenigstens sechs Röcke hat sie an. — Und wie bescheiden sie tut! O du Heilige du!“

Jeder hatte ein boshafes Wörtlein für sie, oder ein galantes, das viel beschämender war als das boshafte. Nur der Peter schwieg und sah aufmerksam einem Vogel nach, der auf dem Eckpfeiler des Pfarrhofgartens gefressen hatte und sich in die Luft schwang bei Winkas Nahen. Sie war bald in der Menge verschwunden, die vor der Kirchenpforte stand. Die Burschen folgten ihr nach, und Babel hörte den einen von ihnen zum andern sagen:

„Ich möcht nur wissen, wie der Virgil, der alte, krummbeinige Lump, zu der hübschen Tochter gekommen ist?“

Der Angeredete verzog den Mund. „Und ich möcht wissen,“ erwiderte er, „wie die Tochter des Lumpen zu den schönen Kleidern gekommen ist.“

Daß sie schöne Kleider trug, hatte Babel nicht

bemerkt, und von der ganzen Winka nichts gesehen als ihre FüÙe oder eigentlich ihre Stiefel! — Eine halb verwischte Erinnerung an eine große Freude, an ein bitteres Leid war beim Anblick derselben in ihm aufgetaucht, und er sann ihr nach in seiner langsamen und hartnäckigen Weise.

Wenn ihn die Winka schalt, schloÙ sie meistens mit den Worten: „Und dumm bist du, dumm, der Dümme im ganzen Dorf.“ Vor kurzem noch hatte diese Versicherung ihn kühl gelassen, seit einiger Zeit begann sie ihn zu verdrieÙen; ihm schwante, daÙ etwas Wahres an ihr sei. „Dumm,“ murmelte er und griff sich an die Stirn, „aber so dumm doch nicht, wie sie glaubt, die Spizbübin.“ So dumm doch nicht, daÙ aus seinem Gedächtnis alles verschwunden wäre, was sich vor einem Jahre begeben hatte, und daÙ er nicht vermöchte, einen Verdacht, der damals schon in ihm aufgestiegen war, von neuem und jetzt kräftiger zu fassen.

Das Hochamt dauerte lange; die Sonne stand im Scheitel, als Gesang und Musik endlich verstummten und die Peter sich so eilig aus der Kirche herausdrängten, wie sie sich hineingedrängt hatten. Pabels Augen suchten nur die eine und vermochten nicht, sie zu entdecken, auch dann nicht, als das Gewühl sich zerstreute und ein Teil der Leute die Marktbuden umringte, der andre in leicht übersehbarem Zuge die Dorfstraße hinabschritt. Winka war wie verschwunden, und der Peter mit ihr.

Nach der Messe wäre es Pabels Sache gewesen, heimzukehren und mit Virgil das Vieh auf die Weide zu treiben; aber das fiel ihm heute nicht ein. Er vagabundierte in der nächsten Umgebung auf den Feldern und im Walde herum und suchte die Winka. Bis zur Wut gesteigerte Ungeduld kochte in seiner Brust, und quälend nagte der Hunger an ihm.

Gegen Abend kam er zum Wirtshaus, vor dem es lustig zuging. Betrunkene sangen, Buben balgten sich, kleine Mädchen hüpfen im Reigen beim Schall des Zimbals und der Fiedeln, der durch die offene Tür herausgellte. Neugierige hielten die Fenster der Tanzstube besetzt, beobachteten, was drinnen vorging, und machten ihre Glossen darüber. Nach langem Kampf eroberte Pabel einen Platz zwischen ihnen und sah die Paare sich drehen im dunstigen, spärlich erleuchteten Gemach. Ganz nahe dem Fenster, an dem er stand, schwenkte Peter die Winka auf einem Fleck herum. Er war schon stark angetrunken, hatte die Jacke und mit ihr seine vornehme

Zurückhaltung abgelegt. Der Peter in Hemdärmeln war ein so ordinärer Kumpan wie der erste beste Knecht.

Die Winka in seinen Armen schlug züchtig die Augen zu Boden und erglühte bei den Reden, die er ihr zuflüsterte, und den KüÙen, die er ihr raubte.

Über dem Anblick vergaÙ Pabel seinen Hunger; seine Ungeduld wich einem rasenden, ihm unbegreiflichen Schmerz; wie in den Fängen eines Raubtieres wand er sich und brachte ein entsetzliches Köcheln hervor.

Die Umstehenden erschrafen, man stieß ihn hinweg, und er wehrte sich nicht, er schlich davon, durch die langsam hereinbrechende Dunkelheit, seinem unheimlichen Daheim zu. Aus der Hütte schimmerte ihm der ungewohnte Glanz einer brennenden Kerze entgegen. Sie war auf dem Fenster Sims auf gepflanzt, und in dem von ihrem Schein erhellten Stübchen saÙen Virgil und sein Weib auf der Bank, und zwischen ihnen stand ein Teller mit Braten und eine Flasche Branntwein. Die beiden Alten saÙen und tranken und waren guter Dinge. Pabel beobachtete sie eine Weile vom Feldrain aus, stieg dann zum Hohlweg hinab, den die Dorfstraße bei den letzten Schaluppen bildete, und streckte sich auf die ausgebrochenen Ziegelstufen des Eingangs, den Kopf an die Tür gelehnt.

So mußte, im Fall, daÙ er etwa einschlieÙ, die Winka ihn wecken, wenn sie ins Haus wollte.

Stunden vergingen; der matte Glanz, den das Licht im Fenster auf den Weg geworfen hatte, erlosch. Das treibende Gewölk am Himmel, der umschleierte Mond mahnten Pabel an die Winternacht, in der er ausgezogen war, Milada aus der Gefangenschaft zu befreien.

Was für ein Narr war er damals gewesen — was für ein Narr geblieben bis auf den heutigen Tag!

Von dem einzigen, der ihn nie beschimpft, dem einzigen, der ihm je eine Wohlthat erwiesen, hatte er sich in blödsinnigem Mißtrauen abgewendet und war der Betrügerin unterwürfig gewesen, die ihn zum besten hatte, ihn bestahl und verlachte. . . Oh — ganz gewiß verlachte und verspottete! Sie spottete so gern, die Winka, und so leicht bei viel geringeren Veranlassungen, als seine grenzenlose Dummheit eine war.

„Was tu ich ihr?“ fragte er sich plötzlich und antwortete auch sogleich: „Ich schlag sie tot.“

Keine Überlegung: — was dann? Nicht die geringste Angst, nicht der kleinste Skrupel, nicht

einmal ein Zweifel an der Ausführbarkeit seines rasch gefaßten Vorsatzes.

Er stand auf, öffnete leise die Tür, holte den Knüttel Virgils vom Herde und legte ihn neben sich, nachdem er seinen früheren Platz und seine frühere Stellung wieder eingenommen hatte.

Nun kam eine große Ruhe über ihn; die Augen fielen ihm zu, und er schlief ein. Nicht tief, so halb und halb, wie er zu schlafen pflegte, wenn er die Nacht mit den Pferden draußen auf der Hutweide zubrachte.

Der Morgen dämmerte, als leichte Schritte, die sich näherten, ihn weckten. Sie war's. Heiter, bequem und friedlich mit ihrer unschuldig-pfiffigen Miene kam sie einher, zögerte ein wenig, als sie Pabel daliegen sah, betrat dann ganz sachte die Stufen und beugte sich, um ihn zur Seite zu schieben. — Da packte er sie am Fuß und riß sie zu Boden. Sie fiel ohne einen Laut, erhob sich aber sogleich auf die Knie, während er nach dem Knüttel griff. . . Ein Blick in des Jungen Gesicht, und aus dem ihrigen wich alles Blut.

„Pabel,“ stammelte sie, „was fällt dir ein — du wirfst mich doch nicht schlagen?“

Sie stemmte beide Arme gegen seine Brust und sah angstvoll und bebend zu ihm empor.

„Schlagen nicht — e r s c h l a g e n werd ich dich,“ antwortete er dumpf und wandte den Kopf, um ihren flehenden Augen auszuweichen. „Aber zieh zuvor meine Stiefel aus.“

„Jesus Maria! Wegen der Stiefel willst du mich umbringen?“

„Ja, ich will.“

„Schrei nicht so . . . die Alten wachen auf.“

„Alles eins.“

Sie schmiegte sich an ihn, ein schüchternes Lächeln umzuckte ihre Lippen. „Sie kommen mir zu Hilfe, wie kannst mich dann totschlagen? Geh — sei still, sei gut.“

Er suchte sich von ihrer Umarmung loszumachen, die ihn beseligte und empörte; er fühlte mit Zorn gegen sich den Zorn gegen sie unter ihren Liebkosungen schwinden: „Spitzbubin!“ rief er.

„Mach keinen Lärm,“ mahnte sie; „wenn die Leute zusammenlaufen, was hast du davon? Sei still! Schlag mich tot meinetwegen, aber sei still — schlag mich tot, du dummer Pabel —“ und nun kicherte sie schon völlig vergnügt und siegesgewiß.

Zwischen den wirren Haaren, die ihm über die Augen hingen, schoß ein Blitz voll düsterer Glut

hervor, der sie von neuem schauern machte. — Das war kein törichter Junge mehr, es war ein frühreifer Mann, der sie angeblickt hatte, und instinktmäßig rettete sie sich in der Furcht vor ihm — an seine Brust.

„Tu mir nichts! Wie leid wäre dir!“

Sie stand neben ihm und hielt seine Hand, der der Knüttel entsunken war. Sie bat, sie schmeichelte, sie suchte ihn zu rühren und hielt sich selbst eine Totenklage. „O wie leid wäre dir um mich, niemandem so leid wie dir um die arme Binska.“

„Du bist nicht arm!“ fuhr er sie an. „Du nicht! . . . Schlecht bist du — und ich geh aufs Bezirksamt und verklag dich.“

„Wegen der Stiefel?“ fragte sie und lachte herzlich und sorglos.

„Ja.“

Flugs ließ Binska sich auf die Stufen nieder, zog die Stiefel aus und stellte sie vor Pabel hin. „Da hast sie, Geizhals! Ich brauch sie nicht! — Ich brauch nur dem Peter ein Wort zu sagen, so kauft er mir andre, viel schönere.“

Pabel brüllte förmlich auf: „Nein, nein! Nimm die meinen, behalt sie, ich schenk sie dir. Nur geh nicht mehr mit dem Peter. . . Versprich's!“ Er faßte sie an den Achseln und schüttelte sie, daß ihr Hören und Sehen verging: „Versprich's, versprich's!“

„Sei ruhig — ich verspreche es,“ antwortete Binska; doch war der Ton, in dem sie es sagte, so wenig überzeugend, und es flog ein so seltsamer Ausdruck über ihr Gesicht, daß Pabel die Faust ballend drohte:

„Nimm dich in acht!“

6.

Die nächste Woche brachte viel Regentage, und an jedem trüben Morgen packte Pabel seine Schulsachen zusammen und ging zum Gelächter aller, die ihm auf dem Wege dahin begegneten, in die Schule. Dort saß er, der einzige seines Alters, unter lauter Kindern und immer auf demselben Platze, dem letzten auf der letzten Bank. Anfangs tat der Lehrer, als ob er ihn nicht bemerke; erst nach längerer Zeit begann er wieder, sich mit ihm zu beschäftigen. Einmal, als die Stunde beendet war, die Stube sich geleert hatte, Pabel aber fortzugehen zögerte, fragte ihn der Lehrer:

„Was willst du eigentlich? In deinem Beruf kannst du dich bei mir nicht ausbilden.“

Pabel machte verwunderte Augen, und der



Hanna Maritsch: „Junge Reiterin“.

Phot. Ernst Lind, Zürich.

Lehrer fuhr fort: „Hast du mir nicht gesagt, daß du ein Dieb werden willst? Nun, Unglücksbub — Unterricht im Stehlen geb ich nicht.“

Dem Pabel schwebte schon die Antwort auf der Zunge: „Darum ist mir's auch nicht zu tun, versteh's ohnehin.“ Aber er bezwang sich und sagte nur: „Lesen und schreiben möcht ich lernen.“

„Zur Not kannst du's ja.“

„Just zur Not kann ich's nicht.“

„Mußt dir halt Müh geben.“

„Geb mir Müh, kann's doch nicht.“

„Bring dein Buch her.“

Pabel schüttelte den Kopf: „Aus dem Buch kann ich's schon, aber da —“, er fuhr mit der Hand, die heftig zitterte, zwischen sein Hemd und seine Brust und zog einen zerknitterten Brief her-

vor, „da hat mir der Bote etwas von der Post gebracht...“

„Geschriebenes? Ja so! Das ist freilich eine andere Sache, da würde ich wohl selber Mühe haben.“

Sein Scherz reute ihn, als Pabel denselben für Ernst nahm und zum ersten Male im Leben demütig sprach: „Ich möcht Herrn Lehrer doch bitten, daß er's probiert.“

Pabel küßte, wenn man so sagen darf, das Blatt mit den Augen und reichte es dem Alten hin, sorgfältig, ängstlich, wie ein Kleinod, das leicht beschädigt werden könnte.

Der Lehrer entfaltete und überflog es: „Ein Brief, Pabel — und weißt du, von wem?“

„Er wird von meiner Schwester Milada sein, aus dem Kloster.“

„Nein, er ist nicht von deiner Schwester aus dem Kloster.“

„Nicht?“

„Er ist von deiner Mutter aus dem —“, er stockte, und der Bursche ergänzte mit plötzlich veränderter Miene und rauher Stimme:

„Aus dem Zuchthaus.“

„Willst du ihn hören?“

Babel hatte den Kopf sinken lassen und antwortete durch ein stummes Nicken.

Der Lehrer las:

„Mein Sohn Babel!

Vor drei monat habe ich Meine Feder an das Papier gesetzt und meiner Tochter Milada einige Parzeilen in das Kloster geschrieben meine Tochter Milada hat sie aber nicht bekommen die Klosterfrauen haben Ihr ihn nicht gegeben sie haben Mir sagen lassen das beste ist wenn sie von der Mutter nichts hört so weiß ich nicht ob Ich recht tu wenn Ich dir schreibe Babel mein lieber Sohn mit der bitte daß du mir antworten sollst ob meine Parzeilen dich und Milada deine liebe Schwester in guter gesundheit antreffen was Mich betrifft ich bin gesund und so weit zufrieden in meinem platz.

deine Mutter.

Meine zwei Kinder tag und nacht Bete Ich für euch zum Liebegott glaube auch daß meine tochter Milada eine kleine klosterfrau werden wird wenn es die Zeit sein wird und arbeite fleißig hier imhause was mir zurückgelegt wird für meine Kinder . . .

In sechs Jahren mein lieber Sohn Babel werde ich wieder Nachhaus kommen und bitt euch noch daß ihr manchesmal inguten an die Mutter denkt die ärmste auf der welt.“

Die Lettern des Briefes waren steif und ruhig hingemalt; bei der Nachschrift hatte die Hand gezittert, große matte Flecken auf dem Papier verrieten, daß sie unter Tränen geschrieben worden war. Mit Mühe entzifferte der Vorleser die halbverwischten Züge, und ihn ergriff die Fülle des Leids und der Liebe, die sich in dieser arm-seligen Rundgebung aussprach.

„Babel,“ sagte er, „du mußt deiner Mutter sogleich antworten.“

Der Junge hatte sich abgewendet und starrte finster zu Boden. „Was soll ich ihr antworten?“ murmelte er.

„Was dein Herz dir eingibt für die unglückliche Frau.“

Babel verzog den Mund: „Es geht ihr ja gut.“

„Gut, du dummer Bub? Gut im Kerker?“

Der alte Mann geriet in Eifer, er wurde warm und beredt; die schönen und vortrefflichen Dinge, die er sagte, ergriffen ihn selbst, ließen Babel jedoch kühl. Er hatte auf die Vorstellungen des Lehrers zwei Antworten, die er hartnäckig wiederholte, ob sie paßten oder nicht: „Sie sagt ja selbst, daß es ihr gut geht,“ und: „Die Schwester schreibt ihr nicht, warum soll ich ihr schreiben?“

„Hast du denn gar kein Gefühl für deine Mutter?“ fragte der Lehrer endlich.

„Nein,“ erwiderte Babel.

Der Alte schüttelte sich vor Ungeduld. „Ich denk der Zeit, wo du ein Kind warst,“ sprach er, „und brav unter der Obhut deiner braven Mutter, die dich zur Arbeit angehalten hat . . . Glos du nur! — Brav und rechtschaffen, sag ich. Das war sie; aber leider gar zu geschreckt und immer halb närrisch aus Angst vor dem niederträchtigen . . . Na!“ unterbrach er sich — „jeder Mensch hat Mitleid mit ihr gehabt, sogar den Richtern hat sie Erbarmen eingeflößt, nur du, ihr Sohn, bist ohne Mitleid gegen sie. Warum denn, warum? Ich frage dich, gib Antwort, sprich!“ Er schob die Brille in die Höhe und näherte die kurzichtigen Augen dem Gesicht Babels. In den Zügen des Knaben malte sich ein eiserner Widerstand; aus den düsteren Augen funkelte ein Abglanz jener Entschlossenheit, die, auf eine große Sache gestellt, den Märtyrer macht.

Der Alte seufzte, trat zurück und sagte: „Geh, mit dir ist nichts anzufangen.“ Als Babel schon an der Tür war, rief er ihm aber doch halt zu: — „Eins nur will ich dir sagen. Es ist dir nicht alles eins, ich hab' es bemerkt, wenn die Leute dich schimpfen; eine Zeit kann kommen, in der du froh wärst, gut zu stehen mit den Leuten, und gerne hören möchtest: In seiner Jugend war der Babel ein Nichtsnuz, aber jetzt hält er sich ordentlich. Für den Fall merk dir, merk dir, Babel,“ wiederholte er nachdrücklich, und eine schwache Röte schimmerte durch das fahle Grau seiner Wangen: „Mach dich nicht zu deinem eigenen Verleumder. Das Schlechte, das die andern von dir aussagen, kann bezweifelt, kann vergessen werden, du kannst es niederleben. Das Schlechte, ja sogar das Widersinnige und Dumme, das du von dir selbst aussagst, das pußt sich nicht hinweg, das haftet an dir, wie deine eigene Haut — das überlebt dich noch!“

Er erhob die Hände über den Kopf, huschte

so planlos und unbeholfen im Zimmer umher wie ein aus dem Schlafe gescheuchter Nachtfalter und wimmerte und stöhnte: „Vergiß meinethwegen alles, was ich dir gesagt habe; aber den Rat vergiß du nicht, den geb ich dir aus meiner eigenen Erfahrung!“

Babel betrachtete den Schullehrer nachdenklich, der alte Herr tat ihm leid und kam ihm zugleich unendlich töricht vor. Worüber kränkte er sich? Konnte es darüber sein, daß die Leute ihn einen Hexenmeister nannten? . . . Das wäre auch der Mühe wert!

Für sein Leben gern hätte er sich erkundigt, wußte aber nicht, wie die Frage stellen. Er nahm so lange keine Notiz von des Lehrers entlassenden Winken, bis dieser ihn heftig anließ: „Was willst du noch?“ Dann gab er zur Antwort:

„Wissen, was den Herrn Lehrer kränkt.“

Habrecht bog sich zurück, tat einen tiefen Atemzug und schloß die Augen. „Später, Babel, später, jetzt würdest du mich nicht verstehen.“

Da platzte Babel hervor: „Das wegen der Hexerei?“

Ein unwillkürlicher Aufschrei: „Ja, ja!“ und der Lehrer packte ihn an den Schultern und schob ihn zur Tür hinaus.

Also richtig! Der Alte grämte sich über den Verdacht, in dem er im Dorfe stand. — Unbegreiflich kindisch erschien das dem Babel; sein Gönner wurde von Stund an ein Schwächling in seinen Augen, und er schlug dessen eindringlichste Warnung in den Wind. Ja, sie reizte ihn sogar, ihr zuwiderzuhandeln. Die Leute sollen ihn nur für schlechter halten, als er ist, er will's — nach Lob und Liebe geizen die Feiglinge! Sich sagen zu dürfen: Ich bin besser, als irgendeiner weiß — das ist die herbe, die rechte Wonne für ein starkes Herz.

Den Brief der Mutter bemühte sich Babel nachzubuchstabieren, und jetzt, da er seinen Inhalt kannte, gelang es ihm so ziemlich. Winska überraschte ihn bei der Beschäftigung, wollte wissen, was er las, und als er ihr eine Auskunft darüber verweigerte, suchte sie ihm das Blatt zu entreißen.

„Was?“ zürnte sie, da er ihr wehrte, „du willst mir verbieten, daß ich mit dem Peter gehe, hast aber Geheimnisse vor mir? Kriegst Briefe und versteckst sie?“ Ihre hübschen Brauen zogen sich zusammen, um den Mund zuckte ein unbezwingliches Lächeln. „Meinst denn, daß ich nicht eifersüchtig bin?“

Sie scherzte, sie verhöhnte ihn, er wußte es

und — war beseligt, daß sie so mit ihm scherzte. „Ja, just — eifersüchtig! Du wirfst just eifersüchtig sein,“ brummte er, und ein Himmel tat sich auf bei dem Gedanken, wie es denn wäre, wenn aus dem Spiel, das sie jetzt mit ihm trieb, einmal Ernst werden sollte. Einmal! in der weiten, unabsehbaren Zukunft, die noch vor ihm lag, und der er, wenn auch kein andres, doch ein festes Vertrauen auf die eigene Kraft entgegentrug.

Die Winka hatte eine Hand auf die schlanke Hüfte gestemmt und streckte die andre nach ihm aus: „Von wem ist der Brief, Pavlice?“ fragte sie schmeichelnd und schelmisch, „der Brief, den du an deinem Herzchen versteckst?“

„Von meiner Mutter,“ antwortete er rasch und wendete sich ab.

Winka tat einen Ausruf des Erstaunens: „Wenn's wahr ist! Ich hätt' nicht geglaubt, daß die im Zuchthaus Briefe schreiben dürfen. Was könnten sie auch schreiben? — Gute Lehren vielleicht, wie man's anstellen soll, um zu ihnen zu gelangen ins Freiquartier.“

Babel nagte gequält an den Lippen.

„Wirf den Brief weg,“ fuhr Winka fort, „und sag niemandem, daß du ihn gekriegt hast; es soll nicht heißen, daß zu uns Briefe kommen aus dem Zuchthaus. Die Leute sagen uns ohnehin genug Übles nach.“

„Noch immer weniger, als ihr verdient!“ rief Babel heftig aus, und Winka errötete und sagte verwirrt und sanft:

„Ich hab' dein Bestes im Sinn; ich hab' gestern den ganzen Tag für dich genäht; ich hab' dir ein ganz neues Hemd gemacht.“

„Ein Hemd — so?“

„Aber glaub mir, mit der Mutter sollst du nichts zu tun haben; glaub mir, sie hat den Galgen mehr verdient als dein Vater, und er hat gewiß recht gehabt, wie er immer ausgefagt hat vor Gericht: das Weib hat mich verführt . . . Er hat nichts von sich gewußt, er war ja immer besoffen; aber sie — oh, sie hat's hinter den Ohren gehabt! . . . und es war halt wie im Paradies mit dem Adam und der Eva.“

Sie sah ihn lauend von der Seite an und begegnete in seinen Zügen dem Ausdruck einer großen Überraschung.

„War denn der Adam besoffen?“ fragte er mit ehrlicher Wißbegier.

Winka faßte ihn an beiden Ohren, rüttelte ihn und lachte: „O wie dumm! Nicht vom Adam, von deinem Vater ist die Rede, und daß deine

Mutter ihn verleitet hat, den Geistlichen umzubringen."

„Schweig!“ rief Babel, „du lügst.“

„Ich lüg nicht, ich sag, was ich glaube und was andre glauben.“

„Wer, wer glaubt das?“

Sie antwortete ausweichend, aber er packte ihre Arme mit seinen starken Händen, zog sie an sich und wiederholte: „Wer sagt das, wer glaubt das?“ bis sie geängstigt und gefoltert hervorstieß:

„Der Arnost.“

„Mir soll er's sagen, mir; ich schlag ihm die Zähne ein und schmeiß ihn in den Bach.“

„Dir wird er's nicht sagen, vor dir fürchtet er sich — laß mich los, ich fürcht mich auch; laß mich los, guter Babel.“

„Aha, fürchtst dich, fürcht dich nur!“ sprach er triumphierend — und entwaffnet. Zum Spaß rang er noch ein wenig mit ihr und gab sie plötzlich frei. Reicher Lohn wurde ihm für seine Groß-

mut zuteil: die Winka sah ihn zärtlich an und lehnte einen Augenblick ihren Kopf an seine Schulter. Ein Freudenschauer durchrieselte ihn, aber er rührte sich nicht und bemühte sich, gleichgültig zu scheinen.

„Babel,“ begann Winka nach einer Weile, „ich hätt' eine Bitte, eine ganz kleine. Willst sie mir erfüllen? — es ist leicht.“

Sein Gesicht verdüsterte sich: „Das sagst du immer, ich weiß schon. Was möchtest denn wieder?“

„Der alte Schloßpfau hat noch ein paar schöne Federn,“ sagte sie, „rupf sie ihm aus und schenk sie mir.“

Sie bat in so kindlichem Ton, ihre Miene war so unschuldig und er völlig verzaubert. Er ließ sich's nicht merken, brummte etwas Unverständliches und schob sie sachte mit dem Ellbogen weg. Dann nahm er die Peitsche vom Herd und ging zur Schwemme, die Pferde zusammenzuholen, mit denen er auf der Hutweide übernachten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Geschenk.

Alle Liebe hat mich angesehen,
alle Güte innig mich gegrüßt,
und mir ist so wundersam geschehen,
als ob tief ein Bann sich lösen müßt —

Keines Streben will beglückt erstehen,
ringen mutig fort im Morgenlicht,
alle Tröstung lächelnd mich durchwehen,
Schau ich still dein klares Angesicht!

Elisabeth Luz.

Herbstfahrt in Schwaben.

Von Hans Kreis.

Eßlingen.

Im Neckartal liegt es knapp drei Wegstunden von Stuttgart entfernt. Auf alten Lokomotiven der „Schweiz. Nordostbahn“ oder der „Vereinigten Schweizerbahnen“, erinnere ich mich, seinen Namen in meiner Jugend oft gelesen zu haben. Die Industrie, die sich in der Talsohle angesiedelt hat, ist heute der Lebensnerv der Stadt. Bis tief ins vergangene Jahrhundert hinein verhielt es sich jedoch anders. Noch bedecken die ausgedehnten Rebberge den Hang des nördlich den Neckar begleitenden Höhenzuges wie zur Zeit, da Eßlingen städtisches Gemeinwesen wurde und in der Folgezeit als führendes Glied des schwäbischen Städtebundes im Kampf gegen die seine Reichsfreiheit bedrohende Macht der Grafen von Württemberg seine Kraft stählte. Damals war der Weinbau die Grundlage des Wohlstandes der Bürger, und die Winzer bildeten die zahlreichste Zunft in dem Städtchen, in

dem, wie Bädeler lehrt, 1826 die erste Schaumweinkellerei gegründet wurde. Dabei hielten die Eßlinger allezeit auf einen unverfälschten Tropfen und rückten der Weinpanscherei scharf zu Leibe, wovon das schon im 15. Jahrhundert ausgefallte Todesurteil gegen einen Küfer, der ihrer überführt worden war, Zeugnis ablegt.

Dank dem gesunden Sinn der Bürgerschaft, die bereits um die Wende des 18. Jahrhunderts bewußt Heimatschutz betrieb, besteht der alte Kern der Stadt unberührt weiter. In wenigen Minuten gelangt der Besucher vom Bahnhof an einem alten Torturm vorbei auf den Marktplatz. Heimelige Siebelhäuser begleiten ihn auf einer Seite. Ihnen gegenüber steht die von zwei romanischen Türmen flankierte frühgotische Stadtkirche, deren Chor das Langhaus mächtig überragt. Wenige Schritte davon befindet sich das ehemalige Dominikanerkloster. Seine Kirche, schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts er-